

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 43 (1960)
Heft: 11

Artikel: Leo Tolstois Weg zu Gott : zum 50. Todestag des Dichters
Autor: Hartwig, Theodor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-411008>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

(Wir können Ihnen glücklicherweise mitteilen, daß sich in dem eingangs erwähnten Falle innerhalb der Verwandtschaft ein Sprecher finden ließ, der die Trauerfeier in freigeistigem Sinne würdig durchführte.) E. Br.

Leo Tolstois Weg zu Gott

Theodor Hartwig

Zum 50. Todestag des Dichters.

Um zu verstehen, warum der alternde Tolstoi des Trostes der Religion bedurfte, genügt es nicht, seine «Beichte» zu lesen. Denn dieses Bekenntnis bildet nur den Schlußstein einer Entwicklung, deren Etappen am deutlichsten durch die Selbstdarstellungen im «Teufel» und in der «Kreutzersonate» gekennzeichnet sind. Von keinem Dichter gilt das bekannte Ibsen-Wort vom «Gerichtstagshalten über sich selbst» so sehr wie von Tolstoi. Was er seinem Tagebuch nicht anzuvertrauen wagte, das finden wir in kaum verhüllter Form in seinen Werken, deren Wirkung vielleicht gerade deshalb so nachhaltig ist. Jeder Leser fühlt sich im Innersten berührt von der geradezu selbstquälerischen Grübelsucht des Dichters, dem gegeben war «zu sagen, was wir leiden».

Diese Leiden, obwohl seelischer Natur, sind vielfach auf äußere Umstände zurückzuführen. Insbesondere wird das Gegenüberstehen von Mann und Frau durch die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse vergiftet, die sich in jener heuchlerischen Moral auswirken, deren Anwalt die Kirche ist. Sie ist es, die den Kampf gegen natürliche Sexualität in den Mittelpunkt ihrer Bestrebungen stellt; von ihrem Standpunkt aus übrigens mit Recht, denn unterdrückte Sexualität wirkt religiösbildend, wie das Beispiel Tolstois deutlich zeigt. Sein Leben und Schaffen ist geradezu gekennzeichnet durch unbefriedigte Sexualität, und er ist an diesem inneren Konflikt auch zugrunde gegangen.

Seine Gattin war frigid (gefühlskalt), er selbst aber naturhaft liebesbedürftig, wie etwa Goethe. Während dieser jedoch, seinem gesunden Instinkt folgend und allen Standesrücksichten trotzend, einen «Betthasen» — wie die Frau Rat ihre Schwiegertochter spöttisch bezeichnete — ehelichte, brach Tolstoi das ihn beglückende Liebesverhältnis mit der Bäuerin Aksinja ab und heiratete ein Mädchen aus der sogenannten «guten» Ge-

sellschaft. Diese Fehlentscheidung ist zweifellos auf tiefer liegende psychische Ursachen zurückzuführen, wahrscheinlich auf eine Mutterbindung Tolstois, die dadurch verstärkt war, weil seine Mutter frühzeitig starb; er war damals erst 2 Jahre alt, und in seiner ungestillten Sehnsucht nach Mutterliebe schmiegte er sich als Kind an jede Frau an, die in ihrem Gebaren etwas Mütterliches an sich hatte.

Wir wissen heute aus der psychoanalytischen Forschung, daß solche Menschen infolge ihrer Mutterbindung an gewissen Sexualhemmungen leiden, wodurch ihr Eheleben von vorneherein ungünstig beeinflusst wird. Welchen traurigen Verlauf Tolstois Ehe mit Sofia Andrejewna (Sonja) genommen hat, kann in einem auch in deutscher Sprache erschienenen Buch von Kallinikow «Leo Tolstoi, die Tragödie seiner Ehe» nachgelesen werden. Die deutsche Ausgabe wurde von E. W. Gröger besorgt und ist im Verlag Julius Kittls Nachf., Mähr. Ostrau, erschienen. Eine innere Stimme warnte Tolstoi vor dieser Heirat, und noch am Hochzeitstage wollte er zurücktreten. Doch vermutlich wäre jede standesgemäße Ehe unglücklich verlaufen.

Das letzte Kapitel des Buches trägt die Überschrift «Genialer Wahnsinn» und schildert, wie der alternde, in sich zusammengebrochene Dichter religiösen Wahnideen zuzuneigen beginnt. Es sind die inneren Schuldgefühle, auch sich selbst gegenüber, die sich auf solche Weise in sein Bewußtsein drängen. Der junge, lebensfreudige Tolstoi kennt noch nicht derartige Anwandlungen, sondern umfaßt in spinozistischem Allnaturgefühl Welt und Leben; besonderes Verständnis bringt er primitiven Menschen und Kindern entgegen. Religiöse Anwandlungen tauchen erst auf, als sich infolge des dauernden sexuellen Unbefriedigtseins körperliche Beschwerden — Kopfschmerzen, übermäßiger Blutandrang usw. — einstellen. Es erscheint heute unfäßbar, daß die damaligen Aerzte den naheliegenden Zusammenhang nicht erkannten. Daß Tolstoi selbst seinem eigentlichen Leiden verständnislos gegenüberstand, ist erklärlich; es gehört mit zum Krankheitsbild des Neurotikers, daß er die eigenen Symptome falsch deutet; die innere Zensur gestattet nicht die Entlarvung des Unterbewußtseins. Hätte Tolstoi die Ursache seiner Leiden erkannt, so hätte er, trotz allen moralischen Bedenken, das Liebesverhältnis mit der Bäuerin Aksinja wieder aufgenommen, beziehungsweise die Trennung von seiner Gattin vollzogen.

Gerade diesen natürlichen Ausweg verrammelt er sich mit reli-

der Mode der Zeit und seinen persönlichen Neigungen. Seine Beschäftigung mit Aristoteles war für seine Weltanschauung bestimmend, die sich zufällig mit seiner Lebensaufgabe, die er sich gestellt hatte, deckte.

Da der Kaiser damals wie der Papst um nichts Geringeres als um die Weltmonarchie kämpfte, traf es sich sehr gut, daß er von der Unhaltbarkeit der kirchlichen Ansprüche auch aus inneren und historischen Gründen vollends überzeugt war. Er wußte schon, wie die Aufklärer seit mehr als 100 Jahren, daß die christliche Religion Roms mit der Lehre Christi keine Ähnlichkeit mehr hatte, daß die «Statthalterschaft Christi», das Papsttum, eine menschliche Einrichtung war. *Unter diesen Umständen war es nun kein Wunder, wenn der Kaiser in der Hitze des Streites die Pfaffen Betrüger und falsche Propheten nannte*, von den Heiligengeschichten wie von Fiktionen der griechischen Mythologie sprach und von der päpstlichen Autorität behauptete, sie wäre auf der menschlichen Dummheit begründet. Es fehlte nicht viel und er hätte an seine eigene Unfehlbarkeit geglaubt. Die Vergötterung der Kaiser brauchte ja bloß aus den Pandekten abgeleitet zu werden.

Friedrich II. hatte viel Umgang mit den Arabern auf Sizilien, deren Lebensgewohnheiten stark auf ihn und seine Lebensführung einwirkten, so daß er in seiner Lebenshaltung kaum mehr als Deutscher, sondern eher als Italiener in sarazenischen Gewande erschien. Araber umgaben seine Person, Araber waren seine Hofbeamten und seine Leibgarde; nach orientalischer Art hielt er sich einen üppigen Harem. Er war alles in allem ein entschiedener Gegner des Papsttums und seiner Ansprüche, die er rücksichtslos bekämpfte. So setzte er den Kampf gegen die Kirche mit allen Mitteln fort: Zurücknahme des Kirchenstaates, Forderung einer kirchlichen Reform und Verwendung sarazenischer Truppen im Kampf gegen den Papst.

Aus seiner Stellung der Kirche gegenüber, seiner freiheitlichen Gesinnung und seines Verhältnisses zu dem Papste wegen wurde er für einen Freidenker und Atheisten gehalten, dem die Worte «De tribus impostoribus» zugeschrieben wurden. «Keine Verleumdung», schreibt Fritz Mauthner in seinem bekannten, grundlegenden Werke «Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande», (I. Band),

«wurde gescheut, um die Anhänger des Kaisers von dessen Verworfenheit zu überzeugen ... 1239 (das ist das Jahr, in dem er zum 2. Mal vom Papste exkommuniziert wurde, Anm. d. Verf.) wurde ausdrücklich in einer Enzyklika behauptet: *„Dieser König der Pestilenz hat erklärt, die Welt sei von drei Betrügern getäuscht worden, von Jesu, Moses und Mohammed; die beiden letzten seien wenigstens in Ehren gestorben, der erste aber am Schandpfahl des Kreuzes“*. Ueberdies habe der Kaiser die Ansicht vertreten, man brauche nichts zu glauben, was nicht der Natur und der Vernunft gemäß sei».

Die Geschichte dieser im Mittelalter geradezu unerhörten Gottesbelästigung geht, wie uns Jacob Presser in seiner 1926 in Amsterdam erschienenen Dissertation «Das Buch „De Tribus Impostoribus“» eindeutig zeigen konnte, auf eine Schrift des seldschukischen Wesirs Nizâm al Molk zurück. In ihr wird dem karmatischen Feldherrn Abû Tâhir, dem Eroberer von Mekka (912/924), der Satz in den Mund gelegt:

«In dieser Welt haben drei Individuen die Menschen betrogen, ein Hirt, ein Arzt und ein Kameltreiber. Und dieser Kameltreiber ist wohl der schlimmste jener drei ...»

Dies mag wohl die Quelle für die mutmaßliche Schrift Kaiser Friedrichs II. und anderer Darstellungen dieses Themas gewesen sein, bis das Schlagwort von den drei Betrügern in den Büchern Gestalt gewonnen hat, die

gösen Bedenken, worüber seine Abhandlung «Lasterhafte Genüsse» hinreichend Aufschluß gibt. Er wettet darin gegen Alkohol, Tabak und vor allem gegen die Fleischeslust. In einem eigenen Kapitel «Von den Beziehungen der Geschlechter zueinander» proklamiert er urchristliche, asketische Grundsätze, deren Verfall er hauptsächlich der schönen Literatur zur Last legt: «Die Schuld an all dem Uebel fällt zum größten Teil den Romanschreibern und Dichtern zu, welche den Angelegenheiten der Liebe eine Wichtigkeit verleihen, die sie nicht verdienen, und welche dadurch, daß sie die schlimmsten Verirrungen idealisieren, die delikatesten und eindrucksfähigsten Naturen irreführen».

Zu solcher «Irreführung» hat aber Tolstoi selbst wesentlich beigetragen, besonders durch seinen Roman «Anna Karenina», und es klingt wie ein Widerruf, wenn er nun in der erwähnten Abhandlung bußfertig erklärt: «Ein Christ kann die ge-
schlechtlichen Beziehungen nicht anders ansehen, als für eine Abweichung von der Lehre Christi, eine wirkliche Sünde.» (Der einst gesunde Tolstoi hätte offenbar nur den Geschlechtsverkehr ohne Liebe als Sünde gegen die Natur empfunden.) Die Mutterbindung verrät sich in seiner krankhaft überspitzten Forderung, «daß es Pflicht der Unverheirateten ist . . . gegen alle Frauen . . . dieselbe Zurückhaltung zu beobachten, wie gegen ihre Mutter (!) oder ihre Schwester».

Der alternde, durch seine Ehe schwer enttäuschte Tolstoi spricht sogar von «vorgeblichen» (!) physischen Bedürfnissen». Womit natürlich nicht die Tatsache aus der Welt zu schaffen ist, daß er selbst diese Bedürfnisse einst in reichlichem Maße befriedigt und überdies eine erkleckliche Anzahl Kinder in die Welt gesetzt hat. Inwieweit der letztere Umstand auf seine Eifersucht zurückzuführen war, bleibe dahingestellt. In einem Roman der russischen Emigrantin Alexandra Rachmanowa (Tragödie einer Liebe), der ebenfalls die Ehe des Dichters behandelt, wird Tolstoi beschuldigt, daß er nicht nur auf etwa auftauchende männliche Rivalen eifersüchtig war — z. B. auf einen Jugendfreund seiner Frau (Poliwanow) —, sondern eine Frau auch an der freien Betätigung persönlicher Neigungen hinderte; so sträubte er sich z. B. dagegen, daß sie sich der Musik widme (Kreutzer-Sonate). Der bitterste Vorwurf gegen Tolstoi bezieht sich aber darauf, daß er als Bräutigam — 34 Jahre alt — seiner künftigen Gattin, damals ein unberührtes, unerfahrenes Ding von 18 Jahren, sein Tagebuch zu lesen gab, in welchem alle seine Liebschaften gewissenhaft verzeich-

net waren. Das ist keine Wahrheitsliebe mehr, sondern unbewußter aus der Mutterbindung entspringender Trieb, das Mädchen seiner Wahl zu kränken. Ueberdies suchte er seine Frau seelisch zu modeln, und als ihm dies nicht gelingt, sorgt er — unbewußt — für ihre Isolierung; sie kommt aus den Schwangerschaften gar nicht mehr heraus.

Der sexuell unbefriedigte Tolstoi hingegen wird ein richtiger Gottsucher; er findet sogar eine verstandesmäßige Begründung für seinen neugebackenen Gottesglauben. (Alle Neurotiker suchen für ihre Zwangsvorstellungen rationale Erklärungen, oft seltsamster Art.) Der ehemals so glaubenskritische Tolstoi sucht sich vor seiner Vernunft zu rechtfertigen: In der «Beichte» erklärt er, daß das Leben an sich keinen Sinn habe, wenn es kein höheres Prinzip (Gott) geben würde. (Man versteht: Solange Tolstoi bei der Bäuerin Aksinja sein Liebesglück fand, da hatte das Leben noch einen Sinn für ihn. Erst als er in seiner Ehe die «Tragödie des Schlafzimmers» qualvoll erlebte, verzweifelte er an dem Sinn des Lebens überhaupt, nämlich seines Ehelebens.)

Die Kette schließt sich: Tolstoi wird religiös. Schuldgefühle treiben ihn in Buß und Reu'. Mit der Kirche will er allerdings nichts zu tun haben. (Hier scheint übrigens auch ein unbewußter innerer Protest gegen seine Gattin vorzuliegen, die streng kirchengläubig war; sie betet, er aber «findet alle religiösen Zeremonien lächerlich». Schon als Verlobter erklärt er: «Sonja, auch an Gott glaube ich nicht. Ich soll zur Beichte gehen vor der Hochzeit, und ich habe keinen Funken von Glauben.» Nun aber macht er einen Unterschied zwischen Religion und Kirche.) In der erwähnten Abhandlung «Lasterhafte Genüsse» beschäftigt er sich im Schlußkapitel mit der Frage «Kirche und Staat». Dort heißt es unter deutlicher Anspielung auf den Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken und auf die staatsbehaltende Rolle der Kirche: «Die Weihe der Staatsgewalt durch das Christentum ist eine Gottlosigkeit, ja mehr noch als eine Gottlosigkeit: sie ist der Ruin des Christentums selbst.» Der religiöse Gedanke an sich wird ihm jedoch zur «Beziehung des Menschen zu Gott» und zum «verborgenen Zweck des menschlichen Lebens» überhaupt.

So ist es denn nicht verwunderlich, daß Tolstoi schließlich — zum großen Leidwesen seiner Frau — aus der rechtgläubigen Kirche ausgeschlossen wurde. Er ist ein richtiger Sektierer, und seine von der Kirchenlehre abweichenden religiösen Anschauungen lassen sich aus der eigenartigen Mentalität des

ans noch heute als Abkömmlinge dieser Urfassung in lateinischer und französischer Sprache vorliegen.

Trotz dieser antikirchlichen weltanschaulichen Einstellung in religiösen Fragen hat Friedrich II. zur Stärkung seiner kaiserlichen Macht in politischen Belangen eine streng konservative Linie verfolgt, er erließ strenge Gesetze gegen Ketzer und Abtrünnige (1220 und 1232). Trotzdem wurde er aber schon bei Lebzeiten in klerikalen Kreisen als Vorläufer des Antichrist bezeichnet. Nach seinem Tode entstand die Sage, er wäre nicht gestorben, sondern hielte sich irgendwo in einem feuerspeienden Berge — man nannte den Aetna — verborgen und er würde wiederkehren, um das Ende der Welt herbeizuführen. Daraus ist später in völliger Umkehrung und mit einer Uebertragung auf Friedrich I. Barbarossa die Sage vom schlafenden Kaiser Friedrich entstanden, der das Reich wiederherstellen werde.

Diese Vorstellung dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach aus einem islamischen Mythos, dem Weltbild der Sias, entstanden sein, nach dem der 12., dem Propheten Mohammed nachfolgende Imam, der subllunatischen Welt entrückt worden war und dann im Berge Ridwân sich verborgen hält, von wo er die Geschehnisse der Sias, der Perser, leitet, um am Ende der Zeiten das Reich der Gerechtigkeit auf Erden zu gründen (Barbarossamotiv).

Kaiser Friedrich II. hat den Vorwurf der Gottlosigkeit, des Freidenkertums und der Autorschaft des Buches *De tribus impostoribus*, der in der damaligen Zeit, aber auch in den folgenden Jahrhunderten als ein ungeheueres Verbrechen, als die schwerste Gotteslästerung gegolten hat, niemals widerlegt noch wurde dieser Vorwurf durch des Kaisers «gottseliges Ende» oder durch seine Teilnahme an der Feier der Heiligsprechung der Elisabeth von Thüringen entkräftigt.

«Um so rücksichtsloser», sagt Mauthner a. a. O. in treffender Einführung in die politisch und religiös eng verbundene Lage, in der sich der Kaiser befand, «mag er sich im *mündlichen* Verkehr mit seinen Getreuen geäußert haben. Anekdoten sind überliefert, die bereits Voltaire'schen Spott über die Bibel und besonders über die Hostie als Kern enthalten. Man kann kaum eine schlimmere Blasphemie erdenken als den Ausruf vor einem Kornfelde: «Wieviele Götter werden aus diesem Getreide noch entstehen?» . . .»

So können wir mit Bartsch (Einleitung zu seinem Buche «Von den drei Betrügnern», S. 12) der Ansicht sein:

«Der Hof Friedrichs II. war denn auch der Ort, von welchem aus die Betrugshypothese ihren Weg durch Europa antrat und wirksam wurde.»

Der Kaiser, der Sohn der normannischen Prinzessin Konstanze von Sizilien, der seine Jugend in Italien verbracht und stets in Gesellschaft vornehmer Araber gelebt hatte¹, der uns als impulsiver, temperamentvoller, aber auch rachsüchtiger Herrscher geschildert wird, der unter den Geboten und Satzungen der Kirche schwer gelitten hat und vom Papste zweimal exkommuniziert und mit dem Bann belegt wurde, obwohl er sein Gelübde, einen Kreuzzug zu unternehmen, erfüllt hatte, hatte natürlich eine starke Abneigung gegen die Hierarchie der Kirche und soll, wie uns berichtet wird, offenbar im Scherz im Sinne des Islams, der den Genuß des Schweinefleisches streng untersagte, die Christen Schweine genannt haben. Wie weit die Abneigung, ja Verachtung des Mohammedaners dem christlichen Europäer gegenüber ging, beweisen die Worte: «mâ tûgad rahma houâk» = Dort ist keine Barmherzigkeit! Womit auf die oft in

¹ An seinem Hofe herrschte ein weltanschauliches Klima, das sich durch Toleranz gegenüber jeder religiösen Ueberzeugung auszeichnete (Bartsch, a. a. O. S. 12).

russischen Bauern ableiten, worauf schon Lenin mit Recht hingewiesen hat. Aber diese soziologische Deutung reicht im Falle Tolstois nicht aus; seine Wandlung vom Spötter zum Gottsucher findet ihre psychologische Erklärung erst dann, wenn man seine unbefriedigte Sexualität als treibende Kraft erkennt. Er fühlt sich zu den Bauern — will sagen: zur Bäuerin Aksinja — hingezogen und als Kleidung bevorzugt er den ganz und gar ungräflichen Bauernkittel. (Auch hier mag übrigens der innere Protest gegen seine Gattin mitgespielt haben.)

Doch Ruhe findet er auch bei Gott nicht, und er geht seinen Leidensweg bis zum bitteren Ende. In der Nacht auf den 28. Oktober 1910 begibt er sich heimlich auf die Pilgerschaft, um fern von Jasnaja Poljana zu sterben. In der kleinen, entlegenen Eisenbahnhaltestelle Astapowo — jetzt heißt sie ihm zu Ehren: Lew Tolstoj — in der Dienstwohnung des Stationsvorstehers verbringt er die letzten 7 Tage seines so reichen und doch so unglücklichen Lebens. Es war wie ein Selbstmord, der — wie dies bei vielen Menschen, die den Freitod wählen — ein unbewußtes Rachemotiv enthielt. Die richtige Lösung zu finden, war dem Dichter, der fremde Schicksale psychologisch so fein zu durchleuchten vermochte, versagt. Goethe wußte, daß nur «im Herzen, das sich selber kennt» jene freundlich brennende Lampe entzündet werden kann, von der die «enge Zelle» unseres Daseins erhellt wird. Tolstoj kannte sein eigenes Herz nicht; er grubelt immer wieder darüber, wo eigentlich der Fehler liegt, aber er findet ihn nicht. Einmal schreibt er voll Verzweiflung an seinen Bruder (1876), daß ihn nichts mehr freue und daß ihm wohl «nichts übrig bleibe als zu sterben». Dann folgt der Aufschrei: «Aber vielleicht habe ich irgend etwas übersehen, etwas nicht begriffen. ... Ich spürte, irgendwo habe ich einen Fehler gemacht.» Er grubelt vergebens; die innere Zensur hindert ihn daran, den Fehler zu entdecken. So resigniert er schließlich, ohne zu ahnen, daß auch seine Resignation der gleichen Quelle entstammt wie das quälende Schuldgefühl, das ihn, den einst so frohen und unbeschwerten, also religionslosen Menschen, mystischen Ideen zugänglich macht. Er sucht Trost bei Gott (Symbol des Vaters), aber das Uebel sitzt dort, wo auch die Suggestion der eintönigsten Gebete versagt. Nur im ersten Stadium der Resignation erhofft der Suchende in der religiösen Hingabe eine Erleichterung seiner seelischen Qualen. Das hat Tolstoj in den «Aufzeichnungen eines Irren» selbst dargestellt.

Dieses erste Stadium genügt jedoch der Kirche, um ihren

Apparat spielen zu lassen; sie weiß genau, welche Bedeutung der Sexualhemmung als religionsbildender Kraft zukommt und welche Gefahr ihr selbst droht, wenn die Erkenntnisse der Psychoanalyse praktisch verwertet würden. Leider hat die Freidenkerbewegung bisher dieser Frage noch nicht die erforderliche Aufmerksamkeit zugewendet, und so wird es auch weiterhin noch viele Erdenpilger geben, die — so wie Tolstoj — den Weg zu Gott finden, ohne zu ahnen, welche Kraft eigentlich ihren «religiösen Bedürfnissen» zugrunde liegt.

Freidenkertum und Politik

«Die Freigeistige Vereinigung der Schweiz ist politisch neutral.» Was will dieser Satz besagen?

Das heißt zweifellos, daß ihr jeder freidenkende Mensch angehören kann, gleichgültig welchen politischen Anschauungen er huldigt, gleichgültig welcher politischen Partei er angehört. Aber es heißt *nicht*, und *darf nicht heißen*, daß die Freigeistige Vereinigung sich jeder politischen Stellungnahme zu enthalten habe. Sie hat nicht Parteipolitik zu betreiben, aber ihre eigenen Interessen muß sie auch auf politischem Boden zu wahrnehmen wissen. Unter den Zielen der Freigeistigen Vereinigung der Schweiz sind angeführt:

Förderung der Bestrebungen für den Völkerfrieden!

Förderung der Bestrebungen für soziale Werke!

Beeinflussung der Gesetzgebung im freigeistigen Sinne!

All diese Ziele sind Politik — nicht Parteipolitik — aber Politik im Sinne der Freigeistigen Vereinigung der Schweiz. Würde sie diese Politik nicht betreiben, so würde sie sich stillschweigend zum Spielball aller reaktionären Kräfte hergeben.

Diese Klarstellung wurde veranlaßt durch den Artikel «Was halten Sie davon?» in Nr. 10 unserer Zeitschrift. Darin hat «ml» die Frage aufgeworfen, ob es richtig sei, im «Freidenker» von der Lage der Fremdarbeiter in der Schweiz zu sprechen. «ml» hat diese Frage verneint, es sei eine politische Angelegenheit, für welche andere Presseerzeugnisse zuständig seien als das Blatt der politisch neutralen Freigeistigen Vereinigung der Schweiz, wir hätten mit der Auseinandersetzung mit Kirche und Religion genug zu tun.

War es falsch, daß in Nr. 12/1959 ein flammender Protes

den Großstädten der Welt an den Tag gelegte Gefühllosigkeit den Armen gegenüber hingewiesen wurde. Denn «rahma», das Erbarmen, ist ein Hauptmerkmal, ja das Wesen Allahs, das den westlichen Menschen nach der Anschauung der gläubigen Muslime oft fehlt ...

Die Frage nach der historischen Wahrheit des vorhin zitierten Ausspruches über die drei Religionsstifter Jesu-Moses-Mohammed ist nach der Ansicht Mauthners viel einfacher zu beantworten, als man gewöhnlich annimmt:

«Die Wahrscheinlichkeit ist nicht größer, aber auch nicht geringer als bei anderen Worten, die von der Tradition hervorragenden Menschen in den Mund gelegt worden sind. Der urkundliche Beweis durch zwei klassische Zeugen (den Landgrafen Heinrich von Hessen und Johannes Pistorius) ist fast niemals zu führen; und wenn dem Sprecher die Gesinnung und der Ausdruck wohl zuzutrauen sind, so mag man an der Ueberlieferung festhalten, auf die Möglichkeit hin, daß die Legende den Ausdruck für die *Gesinnung* erst geprägt hat (nach dem bewährten Grundsatz *se non è vero, è ben trovato*, Anm. des Verfassers) ... seine Abneigung gegen die einzig vorhandene christliche Konfession war durch persönliche Erfahrungen zu dem Gefühl des Hasses gesteuert worden.» (Mauthner a. a. O., S. 307.)

Um die Autorschaft des geflügelten Wortes von den drei Betrügern, die Friedrich II. auf Grund seiner antireligiösen und politischen Einstellung zugeschrieben wurde, näher zu begründen, führt Mauthner zur Kennzeichnung des damaligen weltanschaulichen Milieus, in dem der Kaiser lebte, mit Recht den Umstand ins Treffen, daß die philosophischen Gedanken des berühmten Philosophen des West-Islams, des *Averroes*, arab. Mohammed ibn Ruschd (1126 bis 1196), mit ihren rationalen Vorstellungen über den Gottesbegriff, der philosophische Glaube des Frühcholastikers

*Petrus Abälardus*², bekannt durch seinen Briefwechsel mit Heloise (1077 bis 1146) und schließlich die sophistische Dialektik des französischen Frühcholastikers *Simon von Tournay*, bekannt durch seine in den «*Quaestiones quodlibetales*» entwickelte Disputierkunst, den Kaiser und seinen Kreis so stark beeindruckt haben, daß sie mehr oder weniger bei ihren Symposien freigeistigen Ideen huldigten. Denn, wie Mauthner a. a. O. abschließend ausführt:

«In Friedrichs Umgebung lebten Christen, Juden und Araber, die doch gewiß alle an ihre ererbte Religion nicht mehr glaubten. Mit mangelhaftem historischem Sinn mag jede Partei in frechen Tischenreden die Stifter der beiden anderen Religionen für «Betrüger» erklärt und sich über den Stifter der eigenen zurückhaltend geäußert haben. Nichts lag daher näher, als alle diese Sätze lachend zusammenzufassen in das unparteiische Wort: alle drei sind Betrüger gewesen ...»

genau so wie einige Jahrhunderte später *Heine* in einer ähnlichen Situation die Disputation in der Aula zu Toledo mit dem bekannten, viel zitierten Vers schließt:

«Welcher recht hat, weiß ich nicht —
doch es will mich schier bedünken,
daß der Rabbi und der Mönch,
daß sie alle beide stinken ...»

Friedrich Tramm

² Gerade er war es auch, der in seiner Ethik den Standpunkt vertrat, daß es nicht auf die *Werke*, sondern auf die *Gesinnung* bei der Beurteilung eines Menschen ankommt, auf die *Gesinnung* der zufolge dem Kaiser der bekannte Ausspruch von den drei Religionsstiftern wohl zuzutrauen ist.